

Vorwort

Der vorliegende Beitrag ist letztlich, neben dem Vergleich quantitativ und qualitativ orientierter Forschung, auch eine Art Bilanz. Ich bin naturwissenschaftlich interessiert und wissenschaftlich sozialisiert im Geiste der empirisch-analytisch ausgerichteten, quantitativen Sozialforschung. Um zu erforschen, wie die Welt „funktioniert“, erschien zunächst das dort praktizierte Vorgehen alternativlos und Erfolg versprechend. Insbesondere die exakten, objektiven Messungen erweckten anfangs die Hoffnung, mit der Zeit und Stück für Stück ein immer zutreffenderes Bild dieser Realität im ontischen Sinne zu erlangen. Mit dem Realisieren der Tatsache, dass die Forschungshypothesen via Falsifikationsprinzip zwar regelmäßig mit der „Realität“ konfrontiert werden, sich dabei aber lediglich bewähren können oder auch nicht, wurde diese Hoffnung erstmals etwas gedämpft. Dennoch blieb Hoffnung: Auch

wenn die Hypothesen nicht verifiziert werden konnten, sollte sich doch mit zunehmender Anzahl falsifizierter Hypothesen mit der Zeit ein immer zutreffenderes Bild der Realität herauschälen.¹

Im nächsten Schritt geriet diese anfängliche Vorstellung immer mehr ins Wanken. Am Beispiel der Umfrageforschung wurde zunächst klar, dass zentrale theoretische Vorstellungen der quantitativ orientierten, empirischen Sozialforschung in der *Forschungspraxis* oft auch nicht annähernd umsetzbar waren. Es häuften sich Belege, dass die praktisch durchgeführten Messungen *keine* 1:1-Abbildung der Realität schaffen konnten, die Ausschöpfungsquoten in der Umfrageforschung lagen meilenweit unter den 100 %, auf denen die Argumentation der Inferenzstatistik basiert und vieles mehr. Beruhigend war dabei allenfalls, dass diese Probleme eher technischer Natur zu sein schienen und damit zumindest im Prinzip lösbar – auch wenn derartige Lösungen, von einigen punktuellen Verbesserungsmöglichkeiten abgesehen, für den praktischen Forschungsbetrieb kaum in Sicht waren.

Schwerer wog dagegen die Feststellung, dass zentrale theoretische Vorstellungen der quantitativen empirischen Sozialforschung offenbar nicht auf „festem Grund“, sondern auf Glaubenssätzen oder Axiomen beruhen. Der radikale Konstruktivismus (vgl. Kap. 5) argumentierte überzeugend *prinzipiell* gegen die Möglichkeit einer

¹Bunge und Mahner (2004, S. 104) formulieren: „Je besser bestätigt eine Hypothese ist, desto eher können wir davon ausgehen, dass sie zumindest näherungsweise mit der Realität übereinstimmt“. Vgl. zum „Herantasten an die Wahrheit“ auch: Bohnsack (2014, S. 18).

1:1-Abbildung der Realität. Alles, was wir über die Realität in Erfahrung bringen können, ist letztlich eine artspezifische Konstruktion. Befunde der Hirnforschung stützen diese Sichtweise. Andere Spezies verwenden andere Ausschnitte der Realität und konstruieren ihr Bild offenbar anders als der Mensch. Dieses Problem ist prinzipieller Natur und damit unlösbar. Im Ansatz der quantitativ orientierten empirischen Forschung schlägt es sich in Form des Basissatzproblems nieder. Die pragmatische Vorgehensweise, dieses Problem per Konvention² zu lösen, stellt meines Erachtens eine Art Verzweiflungstat und nichts anderes dar, als eine (offenbar unvermeidliche!) „Kapitulation“ an diesem Punkt. Das Eingeständnis lautet: „*Festsetzungen* sind es..., die über das Schicksal der Theorie entscheiden“ (Popper 1994, S. 73; Hervorhebung im Original).

Darüber hinaus ergibt sich ein genereller Angriff auf unsere gewohnten Vorstellungen bezüglich der Realität aus der modernen Physik. Die (experimentell bestens abgesicherten!) Ergebnisse der Quantenphysik entziehen sich einer Interpretation, die mit dem „gesunden Menschenverstand“ vereinbar wäre. Sie zeigen deutlich, dass wir offenbar *nicht* in einer materiellen Welt leben (vgl. hierzu Kap. 3). Über die ontische Beschaffenheit „der Realität“ herrscht dabei allgemein Rätselraten. Da alles darauf hindeutet, dass die betreffenden Phänomene nicht ausschließlich für den mikroskopischen Bereich gelten, sondern auch Auswirkungen im makroskopischen Bereich zeitigen, ist

²Was nicht mit „willkürlich“ gleichzusetzen ist!

dieser Punkt auch für die humanwissenschaftliche Forschung relevant. Alexander Wendt (2015) hat sich mit den Konsequenzen der Erkenntnisse der Quantenphysik und des damit verbundenen Zusammenbruchs des Welt- und Menschenbildes der klassischen Physik für die Humanwissenschaften auseinandergesetzt.

Gibt es einen eleganten „Fluchtweg“ weg von diesen Schwierigkeiten? Auf den ersten Blick bietet sich die qualitative empirische Forschung an. Einige der angesprochenen Problempunkte treten dort in der Tat nicht auf. Beispielsweise spielt die Problematik geringer Ausschöpfungsquoten keine Rolle, da nicht mit großen Zufallsstichproben und entsprechenden Massendaten gearbeitet wird. Im Gegenzug tritt allerdings das Problem auf, dass die Verallgemeinerung der Ergebnisse „kommunikativ“ erfolgen muss und nicht durch die Beachtung einfacher, klar definierter Verfahrensweisen erfolgen kann. Zudem ergeben sich andere, neue Problempunkte. So wird zum Beispiel gefordert, den Menschen, mit dem man im Rahmen des Forschungsprozesses interagiert, möglichst umfassend zu betrachten (holistische Sichtweise; vgl. Kap. 6), was aufgrund der Komplexität des „Gegenstandes“ prinzipiell nur näherungsweise möglich sein dürfte. Wieder andere Problempunkte bleiben zwar bestehen, die mit ihnen verbundene Problematik stellt sich jedoch aus qualitativer Sicht grundsätzlich anders dar als aus quantitativer Sicht. Als Beispiel möge die Frage dienen, ob der Mensch über einen freien Willen (wie in Kap. 4 definiert) verfüge oder nicht. Die *qualitative* empirische Forschung (zur „Theorie qualitativen Denkens“ vgl. Tab. 6.2 und Tab. 6.3 oder – ausführlicher – Kap. 6) geht davon aus, der Mensch habe

einen freien Willen. Sie sieht sich jedoch mit dem „Verursachungsproblem“ (vgl. hierzu z. B. Kanitscheider 2007, S. 79–81) konfrontiert: Wie kann ein nicht (materiell) determinierter „freier Wille“ materielle Vorgänge beeinflussen? Die *quantitative* empirische Forschung (vgl. Kap. 2) muss dagegen aufgrund ihres Weltbildes die Frage, ob der Mensch über einen freien Willen verfüge, eigentlich konsequenterweise verneinen, da nach ihrem Grundverständnis jede „Wirkung“ auf materieller Ebene auf eine (materielle!) „Ursache“ zurückzuführen ist. Mit der Verneinung eines freien Willens ergeben sich allerdings schwer nachvollziehbare Folgerungen: Hatte etwa Martin Luther King keinen freien Willen? Man kann natürlich (inkonsequenterweise) auch im Rahmen des quantitativen Ansatzes davon ausgehen, der Mensch verfüge über einen freien Willen, sieht sich dann jedoch (unter anderem) mit den oben in Bezug auf das qualitative Vorgehen genannten Schwierigkeiten konfrontiert.

Die genannten Beispiele mögen genügen, um zu demonstrieren, dass qualitative empirische Forschung im humanwissenschaftlichen Bereich zwar eine Alternative zur quantitativen empirischen Forschung bietet, dass mit der Wahl dieser Alternative jedoch ebenfalls nicht „problemfrei“ geforscht werden kann. Die quantitative wie die qualitative empirische Sozialforschung basieren auf unterschiedlichen Glaubenssätzen oder Axiomen, welche jeweils mit einer Reihe von Konsequenzen und Problemen verbunden sind. Dieser als „gegeben“ vorausgesetzten Ausgangsbasis sollte man sich als Forscherin oder Forscher bei der täglichen Arbeit bewusst sein, insbesondere bei der Interpretation der Forschungsergebnisse. Der vorliegende

Beitrag ist mit der Zielsetzung geschrieben, als Ausgangspunkt für eine entsprechende Diskussion zu dienen und stellt daher die beiden Alternativen pointiert gegenüber.

Ein weiteres Anliegen betrifft die Grundlagen qualitativer humanwissenschaftlicher Forschung. Obwohl qualitative Forschung in der Regel als eigener, in sich geschlossener „Denkstil“ oder sogar als „Paradigma“ betrachtet wird, erfolgt ihre Charakterisierung meist lediglich über einen Satz von Regeln und Verfahrensweisen für den Forschungsprozess. Ein solches Bild präsentiert Philipp Mayring (2016, S. 19–39) unter der Überschrift „Theorie qualitativen Denkens“ mit dem Anspruch auf (weitgehende) Allgemeingültigkeit. Zu den dort beschriebenen „Grundlagen qualitativen Denkens“, auf die sich die Ausführungen dieser Arbeit beziehen, schreibt er: „Auf diese Grundsätze stößt man, wenn man versucht, die Gemeinsamkeiten aus den bisherigen verstreuten qualitativen Ansätzen herauszuschälen“ (Mayring 2016, S. 19). Betrachtet man diesen Satz von Regeln und Verfahrensweisen als „Denkstil“ oder „Paradigma“ und damit als *nicht* willkürlich zusammengestellt, erhebt sich die Frage, nach welchen Kriterien eine derartige (konsistente) Zusammenstellung erfolgt. Im vorliegenden Beitrag wird argumentiert, dass als „Klammer“ hinter diesen Grundsätzen zum einen ein humanistisches Menschenbild (Abschn. 6.1) sowie zum anderen die Sichtweisen des radikalen Konstruktivismus (Kap. 5) stehen. Jedenfalls können die bei Mayring angesprochenen Gemeinsamkeiten qualitativer humanwissenschaftlicher Forschung hieraus abgeleitet werden. Auch diesen Punkt möchte ich zur Diskussion stellen.

Quantitative und qualitative empirische Forschung

Ein Diskussionsbeitrag

Schumann, S.

2018, XII, 179 S., Softcover

ISBN: 978-3-658-17833-8